

**Jan Němec: Dějiny světla**

© 2013 Nakladatelství Host

ISBN 978-80-7294-962-5

Auszug übersetzt von Lena Dorn

Vor hundert Millionen Jahren schufen die chemischen Eigenschaften des Lichts die Bedingungen für Leben auf diesem Planeten. Durch das Leben wurde die Erde so, wie wir sie kennen. Die lebendigen Organismen entwickelten verschiedene Arten Licht zu verarbeiten, aber eine sticht heraus: Die Photosynthese. Das grüne Pigment Chlorophyll ist in der Lage, Licht in Energie umzuwandeln, die das Leben der Pflanzen antreibt und im Grunde auch das der Tiere und Menschen. Abfallprodukt der Photosynthese ist Sauerstoff, die einzige bekannte Voraussetzung für mehrzelliges Leben. Er wird bei der Photosynthese in einer solchen Menge freigesetzt, dass er den ganzen Planeten überflutet. Ohne Sauerstoff könnten wir weder atmen noch Nährstoffe verbrennen. Die menschliche Atmung wiederum ist vom chemischen Standpunkt aus der umgekehrte Prozess, so dass der Atem der Pflanzen und der Atem der Lebewesen gemeinsam einen unendlichen Kreislauf bilden, ich würde fast sagen ein Perpetuum Mobile, wäre da nicht das Licht als der eigentliche Antrieb des Ganzen. Meine Herren, den geistigen Standpunkt der Dinge überlasse ich Ihrem Dafürhalten, aber zumindest vom naturwissenschaftlichen aus betrachtet sind wir fatal vom Licht abhängig. Wir sind Nachkommen der urzeitlichen Sonne und atmen alle gerade in diesem Augenblick Licht.

Der Mann mit dem rundlichem Gesicht und den kurzen Haaren berührt seine Brille an der Stelle über der Nasenwurzel und blickt in die Runde der neun Jungen. Dann sagt er: Mein

Name ist Georg Heinrich Emmerich und ich heiße Sie willkommen in der Lehr- und Versuchsanstalt für Fotografie.

In einem alten Buch bin ich auf einen Kupferstich gestoßen, auf dem ein Weiser durch Lichtstrahlen eine Eingebung empfängt. Und tatsächlich ist unsere Geschichte voll von solchen Erleuchtungen, ohne Licht ist Erkenntnis gar nicht denkbar und es wurde gar zu ihrem Symbol. Insbesondere während der letzten Jahrhunderte lernten wir, es zu zähmen und für große wissenschaftliche Aufgaben einzusetzen. Teleskop und Mikroskop erweiterten die Grenzen der Welt in beide Richtungen und enthüllten Dimensionen der Wirklichkeit, von denen niemand auch nur geträumt hatte. Unser Landsmann Wilhelm Röntgen entdeckte vor kurzem Strahlen, die Materie durchdringen. Desgleichen gibt es in der Kunst und Unterhaltungswelt eine Unsumme von Hilfsmitteln und Geräten, die das Zusammenspiel von Licht und menschlichem Auge ausnutzen: Ich erinnere nur an *Laterna magica*, *Camera obscura* und *Camera lucida*, Dioramen, Kinetoskopen oder Praxinoskopen — Meine Herren, ich könnte viele Beispiele anhäufen, aber das wird nicht notwendig sein, denn ich bezweifle keinesfalls, dass Sie sich bewusst sind, warum Sie hier sitzen: Die Fotografie ist nichts weniger als ein weiteres Zeugnis dessen, wozu das Licht in der Hand des Menschen fähig ist. Diesmal haben wir jedoch nicht den Raum erweitert wie mit Hilfe von Teleskop oder Mikroskop, sondern wir haben die Zeit angehalten. Endlich können wir die Flüchtigkeit des Existierens verewigen, woran sich vor uns ganze Generationen von Dichtern versuchten.

Emmerich blickt aus dem Fenster und öffnet die Knöpfe seines Sakkos. Er ist erst dreißig Jahre alt, aber er hat schon Geheimratsecken. Als sein Blick in den Unterrichtsraum zurückkehrt, huscht ihm ein kaum merkliches Lächeln über die Lippen. Einige von Ihnen sind erst ein paar Tage in München, sagt er, vielleicht wissen Sie nicht, dass es hier ein Boheme-Viertel gibt, Schwabing; seine Kneipen werden sie bald kennen lernen. Vor ein paar Tagen besuchte ich dort einen Maler und wie es der Zufall wollte, war bei ihm gerade ein weiterer Bekannter zu Besuch, ein Dichter. Als dieser junge Mann erfuhr, dass ich Fotograf bin, gestand er: Ein einziges Mal hielte ich gerne einen Lichtstrahl direkt in der Hand und schriebe damit — nur ein einziges Mal! Den Namen dieses jungen Mannes darf ich Ihnen nicht verraten, aber ich verstehe ihn sehr gut. Die Fotografie hat ihr eigenes Pathos, übrigens auch etymologisch angedeutet — der Begriff Fotografie setzt sich

zusammen aus den griechischen Ausdrücken für Licht und Schreiben. Man kann also sagen, als Fotografen protokollieren wir die Welt mit Licht. Und in den nächsten zwei Jahren ist unser Ziel kein geringeres, als Sie die Schönschrift zu lehren, wenn Sie so wollen die Kalligraphie des Lichts.

Einen Umstand möchte ich Ihnen zu Beginn allerdings noch erhellen – *erhellen*, Sie merken schon, das Licht lässt uns nicht mehr los. Wie die Musik und die Literatur entstand auch die Fotografie nicht als Kunst, sondern als Unterhaltung, ist jedoch im Unterschied zu Musik und Literatur bislang nicht allgemein als Kunst anerkannt. Sie sind jedoch in eine Schule geraten, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Ihnen gerade die fotografische Kunst zu unterrichten. Wie können wir Sie etwas lehren, was womöglich gar nicht existiert?

Sehen wir uns das genauer an: Es scheint, als sei der Hauptgrund, warum die Fotografie derart von oben herab angesehen wird, ihre technische und chemische Beschaffenheit. Man glaubt, die einzelnen Aufnahmen seien mechanische Abzüge der Wirklichkeit, der Prozess des Fotografierens gewähre keinen Raum für einen schöpferischen Zugriff. Der französische Dichter Charles Baudelaire behauptete, nur faule und unbegabte Maler würden Fotografen, denn das Fotografieren sei keines imaginativen Ausdruckes höherer Gedanken und Gefühle fähig und könne wenn überhaupt ein sehr bescheidener Diener der Künste und Wissenschaften sein, ähnlich wie die Buchdruckerei oder die Stenografie.

Erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu zeigen. Ich führe Ihnen zwei Werke vor, die normalerweise in meinem Büro an der Wand hängen. Emmerich nimmt das Bild, das bislang verdeckt auf der Tischplatte lag und sagt: Das hier ist das erste – eine Reproduktion des bekannten Baudelaire-Portraits des Malers Émile Deroy. Darauf nimmt er das zweite Bild. Und hier sehen Sie ebenfalls ein Portrait des Dichters, allerdings angefertigt von Étienne Carjat in Nadarows berühmtem Fotoatelier. Ich geben Ihnen Zeit, sich die beiden Bildnisse genau anzusehen.

Lassen wir außer Acht, fährt er nach einer Weile fort, dass die Finger der rechten Hand auf Deroy's Gemälde einigermaßen verkrampft wirken. Sie werden mir sicher zustimmen, dass

das Maß an Präsenz des Dichters auf den beiden Portraits schlicht nicht vergleichbar ist. Das Gemälde erfasst vielleicht deutlicher den Blick des Malers, aber was den künstlerischen Effekt betrifft, ist dies der Sache eher nicht förderlich: Die Persönlichkeit des Portraitierten wird in den Hintergrund gedrängt, liegt sozusagen unter Farben und Pinselstrichen, als würde eine Subjektivität mit der anderen rivalisieren. Baudelaire hat die Fotografie als bescheiden bezeichnet, als Dienerin der Künste und Wissenschaften, aber das Wort, das er verwendete, hat noch eine andere Bedeutung: demütig. Das habe ich immer im Kopf, wenn ich die Aufnahme von Carjat aufmerksam betrachte: Sie erfasst auf eine demütige, aber in ihrer Schlichtheit zugleich ungewöhnlich ausdrucksstarke Weise die Dichterpersönlichkeit. Betrachten Sie allein diese Augen eines müde gewordenen Jagdhundes, der irgendwo in der Ferne noch das Jagdwild erahnt. Und welcher Maler würde sich erlauben, menschliche Lippen so gerade zu zeichnen, dass sie noch die unerwünschteste Wahrheit auszusprechen imstande sind?

Ja, als technischer und chemischer Prozess ist die Fotografie nur Werkzeug und Dienerin; auch Wörter lassen sich sehr verschieden gebrauchen, das ist jedem klar. Hier in Deutschland wurden vor zwei Jahren Max Priester und Willy Wilcke dafür verurteilt, dass sie in das Zimmer eingebrochen waren, wo Otto von Bismarck wie ein Wal auf dem Meeresgrund verschied, sie machten einige Aufnahmen, die sie daraufhin an Zeitungen zu verkaufen versuchten. Es entspann sich ein großer Skandal und ein Gerichtsverfahren, die Aufnahmen selbst wurden nicht offiziell veröffentlicht. Im selben Jahr machte der italienische Fotograf Secondo Pia die ersten Aufnahmen des Turiner Grabtuchs, und sie gingen sofort um die Welt. Endlich konnte jeder das sagenumwobene Artefakt betrachten. Erschrocken stellte Pia außerdem fest, dass der Abdruck des Körpers auf der Leinwand de facto ein Negativ ist, da das Gesicht erst auf dem tatsächlichen fotografischen Negativ sein menschliches Aussehen erhält. – Zwei tote Männer, zwei Aufnahmen im selben Jahr. Ich habe diese Beispiele angeführt, um zu zeigen, dass das, was die Fotografie ausmacht, veränderlich ist, je nachdem, in wessen Händen sie sich befindet und in welchem Kontext.

Die zahlreichen Karikaturen und Kritiken in den Zeitungen, die die Fotografie verspotteten, bevor sie sie sich auch zu eigen machten, die können wir heute getrost belächeln. Schlimmer ist, dass unsere Gegner oft, wie im Fall Baudelaire, selbst aus den Reihen der Künstler kommen. Es ist allgemein bekannt, dass eine Aversion von Malern gegenüber

dem Fotografieren besteht, ebenso bekannt ist die nicht eingetretene Prophezeiung aus der Anfangszeit, es brächte der Malerei den Tod. Es geschah etwas anderes und ich kann mir an dieser Stelle die Bemerkung nicht verkneifen, dass die Beziehung unserer Maler zur Fotografie bisweilen der Beziehung eines ehrenhaften Mannes zur Geliebten ähnelt, die er aushält. Sie verleugnen sie in der Öffentlichkeit, aber privat bewundern sie sie, lassen sich von ihr inspirieren: Sie verwenden sie häufig anstelle eines Skizzenbuchs, suchen sich mit ihrer Hilfe eine originelle Komposition oder Geste und einmal sah ich sogar, wie ein Maler mit Hilfe eines Vergrößerungsapparates das Negativ direkt auf die Leinwand projizierte, auf der er malte.

Meine Herren, lassen Sie sich zu Beginn den Leitspruch dieser Schule gesagt sein: *Ars una, species mille*. Es gibt nur eine Kunst, aber tausend Arten. Falls Sie es nicht verstehen, helfe ich Ihnen mit einem Vergleich: So wie eine einzige Lichtquelle eine unendliche Menge an Schatten werfen kann, je nachdem, welchen Gegenstand Sie davor stellen, so kann sich auch das Vorhaben eines wahren Künstlers in unendlich vielen verschiedenen Formen manifestieren, je nachdem, welches Mittel er sich bedient.

Aber verstehen Sie mich nicht falsch: Keinesfalls möchte ich Ihnen einreden, dass das Fotografieren unter allen Umständen eine Kunst ist. Nichts läge mir ferner als alle diese seelenlosen Duplikate der Wirklichkeit, die die Welt überfluten, als künstlerische Werke zu betrachten. Wissen Sie, mit welchem Slogan der Gründer der Firma Kodak George Eastman derzeit den amerikanischen Markt erobert? *You press the button — We do the rest*. Sie drücken den Knopf — Wir machen den Rest. Mir scheint, es beginnt gerade das Zeitalter der sinnlosen Fotografien, Momentaufnahmen, die den Gegnern der künstlerischen Fotografie unendliche Mengen billiger Munition liefern.

Meine Herren, ich habe diese Willkommensrede mit den Worten begonnen, dass vor hundert Millionen Jahren die chemischen Eigenschaften von Licht die Entstehung von Leben auf diesem Planeten ermöglichten. Aber erst vor sechzig Jahren entdeckte der Mensch, wie man mit Hilfe der chemischen Eigenschaften des Lichts das Leben auf diesem Planeten festhalten kann, auf eine zuvor undenkbare Art und Weise. Erst vor sechzig Jahren entdeckte das Licht eine Möglichkeit, seine Schöpfungen aufzuzeichnen. Anders

ausgedrückt, hat sich die Prophezeiung unseres großen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel erfüllt: Der Weltgeist kommt wieder durch das Subjekt zu sich selbst.

Werden Sie die guten Hirten des Lichts.

• • •

München um die Jahrhundertwende – kaum eine europäische Stadt hat so einen vortrefflichen Ruf. Finger für den Nibelungenring! Das Athen an der Isar! Stadt des Biers und der Kunst! Stadt des Volkes und der Jugend! Nördlichste Stadt Italiens! Während Berlin unter dem Wilhelminischen Diktat ächzt, schläft die Geschichte in München noch, träge harret das Schicksal der Dinge. Hier landen überdrehte Amerikaner, schwermütige Russen, pfiffige Franzosen, Balkanvölker. Was studierst du? ist die erste Frage, wenn sich der Bierschaum setzt. Ich bin Maler! Ich arbeite für den *Simpl*. Ich werde ein berühmter Fotograf!

Du auch? Ich auch! Zum Wohl!

Die Lehr- und Versuchsanstalt für Fotografie hat ihren Sitz in einem niedrigen Gebäude in der Rennbahnstraße. Man hört hier das Keuchen und Knirschen der Züge, die vor dem Gebäude des nordöstlich gelegenen Hauptbahnhofs bremsen, direkt hinter der belebten Bayerstraße, wo man orientalische Süßigkeiten, Möbel, kubanische Zigarren und lokale Mädchen kaufen kann. Südlich kommt man in einer Minute Fußweg auf den Bavariaring, jene Ringstraße mit repräsentativen Villen, welche die weitläufige Theresienwiese säumt. Zu Beginn des Schuljahres lässt sich hier das Oktoberfest nieder. Thomas Mann äußerte einmal, dass der typische hiesige Künstler ein geborener Veranstalter von Feierlichkeiten und Karneval sei, und es gibt keine bessere Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Hoch über der Theresienwiese ragt die monströse Bavaria-Statue und wacht warmherzig über ihre Kinder, denen das Bier vom Kinn tropft.

Überall Jubel und Trubel, man weiß gar nicht, wohin man den Blick als erstes wenden soll. Du kommst aus einer kleinen Provinzstadt und München beginnt dir eine Spirale im Kopf anzukurbeln—anzukurbeln und zum Glühen zu bringen. Außer den gewöhnlichen Jahrmarktständen gibt es hier auch einen Stand der Münchener Secession und der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, eine etwas schiefe Bude ist über und über beklebt mit Karikaturen aus dem beliebten *Simplicissimus*, genannt *Simpl*, noch ein Stückchen weiter stößt du auf die kühnen Umschläge der Wochenzeitung *Jugend*. Du hast das Gefühl, dass man dich, wenn du näher kämest, direkt abführen müsste, aber die Leute blättern sie locker durch, zeigen sie sich sogar gegenseitig, lachen und legen sich die Hand auf den Mund. Auf einem Titelbild schaut ein Mann mit einer Pfeife auf das üppige Dekolleté einer Goldhaarigen, auf einem anderen ist ein so realistischer Akt zu sehen, dass du in Erwägung ziehst, ob es sich um eine Fotografie handelt, und zum ersten Mal kommt dir in den Kopf, wie es wohl wäre, eine nackte Frau zu fotografieren. Am meisten wird deine Aufmerksamkeit aber von einem anderen Titelbild angezogen, aus dem eine elegante Dame mit einem Nerz um den Hals verschmitzt herauschaut, hinter ihr steht ein riesiger grinsender Schneemann in einem Garten—es sieht aus, als käme sie gerade vom Stelldichein, der übergroße Schneemann hat schief geknöpfte Knöpfe und eine Delle im Brustkorb von ihrem Busen.

Diese Ausgabe kaufst du dir—um Deutsch zu üben, natürlich.

Du spazierst entlang der Stände und Podien und lässt dich mit der Masse forttreiben. Überall ist etwas los, einige Sänger und Schauspieler stehen inmitten einer Gruppe wechselnder Zuschauer nur auf einer Kiste, ein schottischer Dudelsackspieler im Kilt durchpflügt das Getümmel, ein dunkelhäutiger Magier mit Turban hält einen bemalten Käfig mit einer dicken Schlange in der Hand, Mädchen in bayerischen Trachten bilden einen Kreis und drehen sich, die Köpfe zurückgeworfen, in Richtung Himmel, an dem schon die letzten Lichtreste vertrocknen. Nicht ganz ohne Grund kommst du dir vor wie ein Kleinstadtjunge, der zum ersten Mal die große weite Welt sieht.

Nach ungefähr eineinhalb Stunden gelangst du auf derlei Zickzackpfaden dann an den Holztisch, an dem schon deine Mitschüler sitzen und trinken.

Franz, komm her! Bruno winkt dich herbei.

Sie müssen zusammenrücken, damit du Platz findest. Aber sofort stehst du wieder auf und holst dir auch einen Krug. Alkohol löst die Verkrampfung. Bist du in Gesellschaft, dann ist es oft, als hättest du auf der Zunge Mühlensteine, die aber von Bier in lockeren gelben Sand zerbröselt werden und schon sind sie hinuntergespült in den Magen.

Ich kenne dich von den Prüfungen, sagt Peter. Du bist zu spät gekommen und es hat ausgesehen, als wärst du gerade aus Russland hergerannt.

Ich bin aus Příbram, aus Böhmen.

Woher?

Das ist nur so ein Kaff. Aber wir haben dort große Silberminen.

Mach dir nichts draus, Aichach, wo ich herkomme, ist auch ein Kaff.

Wir kommen alle von irgendwo her, sagt Martin, aber jetzt sind wir hier. Und darauf stoßen wir an!

Ich bin aus Füßen! meldet sich der rotwangige Friedrich und stimmt ein Lied an.

Die Konversation springt von einer Tischseite auf die andere, von Thema zu Thema. Du bist vollauf beschäftigt, überhaupt zu folgen, dem Deutschen und all den Anspielungen und Zweideutigkeiten, immer wieder verpasst du irgendeinen Witz und lachst ins Leere, nur um nicht zwischen ihnen unterzugehen.

Mir hat gefallen, mischt sich Joachim ein, wie Emmerich das am Ende mit Hegel verbunden hat. Meine Herren, bald sind es siebzig Jahre, seit er gestorben ist.

Martin: Hast du schonmal studiert?

Joachim: Ich hab in Jena Philosophie abgebrochen.

Du: Und warum?

Martin: Du wirst ja wohl keine Ideen fotografieren wollen?

Joachim: Ideen? Du hättest Emmerich vielleicht mal richtig zuhören sollen. Der Leitspruch *ars una, species mille*, da hat sich doch Platon eingeschlichen. Und er hat es nur bestätigt, als er mit dem Vergleich kam über die eine Lichtquelle und die unendliche Anzahl Schatten.

Martin: Und folgt daraus irgendwas oder spielst du dich hier nur auf?

Paul: Lasst ihr das mal bleiben? Zum Streiten ist noch genug Zeit ...

Bruno (zeigt auf drei junge Frauen, die am Tresen stehen): Seht mal, die da...

Peter: Was ist mit denen?

Bruno: Was wohl, wir wollen uns ein bisschen amüsieren, oder nicht?

Peter: Ich bin völlig blank...

Bruno: Das lässt sich regeln... Statt einer Bezahlung bieten wir ihnen an, dass sie bei den Zeichenstunden Modell stehen — ausziehen können sie sich ja und so haben sie es bequemer.

Friedrich: Verflucht, mit mir könnten sie es erst bequem haben!

Christian: Und wie willst du das anstellen?

Bruno: Na... da drüben steht Eduard Steigerwald, den wir im Zeichnen haben werden. Ich frage ihn einfach, ob er zufällig Modelle sucht.

Paul: Du spinnst ja, das ist doch klar, dass das Nutten sind.

Fritz: Sind das wirklich Nutten?

Friedrich: Darauf kannst du Gift nehmen... junge Lustmädchen... und auf der Jagd.

Paul: Damit will ich nichts zu tun haben.

Christian: Ich schon!

Bruno: Also wie sieht's aus?

Steigerwald (nachdem Bruno ihn zu eurem Tisch geführt hat): Ich grüße Sie, meine Herren. Lassen Sie sich von einem Erfahreneren beraten und versuchen Sie das Bier vom Fass dort drüben. Aber übertreiben Sie es nicht, wie ich gehört habe, erleben Sie morgen Vormittag bei Hans Spörl die Zauberei.

Friedrich: Zauberei haben wir schon gesehen, ich bin dabei ein Vermögen losgeworden. Die haben gezinkte Karten, nichts weiter...

Steigerwald: Ich sehe, Sie beginnen sich zu orientieren!

Bruno: Wir wollten fragen, ob wir irgendwann auch nach lebendigen Modellen zeichnen werden...

Steigerwald: Selbstverständlich! Aber nun entschuldigen Sie mich. Hören Sie das? Die Fässer rufen...

Bruno: Zauberei... Ich würde mir lieber eine hübsche Nummer von diesem Mädchen zeigen lassen.

Martin: Glaubst du, sie ist eine große Zauberin?

Joachim: Also zurück zu den Ideen?

Die Stimmung wird immer ausgelassener und eure Heiterkeit erregt nach einiger Zeit die Aufmerksamkeit der drei Mädchen mit dem Rot auf den Lippen und dem Schwarz an den

Augen. Sie zwängen sich zwischen euch und lassen sich eure Arme um die Schultern legen, es ist ohnehin kein anderer Platz dafür da.

Die erste: Du gefällst mir, dir würde ich gerne die Beine zum Glühen bringen.

Die zweite: Und mir gefällt dieser hier.

Die dritte: Aber was soll man machen, die haben bestimmt keinen Groschen...

Die zweite: Oder lässt sich für ein schönes Mädchen doch etwas finden?

Joachim: Wir haben's zwar nicht in der Tasche, dafür aber unter der Mütze...

Martin: Er hat's unter der Mütze und ich in der Hose!

Die erste: Und was genau hast du da, mein Hübscher? Aber der dort ist doch der Hübscheste. Warum sagt er gar nichts? Ist er stumm?

Martin: Ihr schönen Mädchen...

Friedrich: Hey hey, ihr kleinen Schlampen...

Bruno: Also bitte, Friedrich!

Du: Du hast einen schönen Haarreif...

Die zweite: Sieh an, er spricht. Den hat sie wirklich, Bub. Außerdem eine so schmale Hüfte, dass sie ihn locker auf den Nabel setzen könnte.

Die dritte (steht auf): Also gehen wir, oder?

Christian: Wie wär's mit Zusammenlegen — alle gemeinsam...

Bruno: Oh nein, geht nicht weg... Wir haben da was!

Die erste: Große Pläne?

Joachim: Ich sage euch, meine Herren, das Leben ist ein Wollen in einsamer Sehnsucht.

Martin: Sag bloß...

Und so zieht sich der Abend bis drei Uhr morgens. Zum Glück hast du dir mit Martin zusammen ein Zimmer nicht weit von hier gemietet, in einem Münchener Randbezirk, in einem kleinen Haus direkt gegenüber einer kleinen Schienenstrecke, die ein Stück weiter am Südbahnhof endet. Ihr schwankt über die Theresienwiese, die Nacht zieht sich von einem Rand zum andern, die Sterne rieseln von einer Seite auf die andere, aber irgendwie schafft ihr es, ins Bett zu kommen, in dieses Rettungsboot, das durch die Wellen in Richtung Osten treibt. Kurz vor dem Einschlafen fällt dir noch einmal der Haarreif mit der Libelle ein, den eines der Mädchen im Haar stecken hatte. Du bist betrunken genug, um dir völlig sicher zu sein, dass diese Libelle mit den Perlenflügeln ganz die reine Idee von diesem Mädchen war, so eine schöne und ganz weiche – Idee.

• • •

Als du erwachst, schläft Martin im Nebenbett noch, die Decke halb auf dem Boden, auf dem Kopfkissen ein Speichelfleck. Sein Schnarchen hat dich geweckt, er saugt die Luft so ein wie ein Abfluss mit Wasserresten röchelt und sein Ausatmen klingt wie ein langgezogener Rülps. Du blickst dich vorsichtig um, damit dir nicht schwindelig wird. Eingewöhnt hast du dich hier noch nicht. Euer Zimmer wird von zwei Betten ausgefüllt, einem dekorativ geschnitzten Kleiderschrank, den Tisch müsst ihr euch teilen, in der Ecke steht ein kleiner eiserner Ofen, von dem aus ein verrußtes Rohr in die Wand führt. Über seinem Bett hat Martin das Plakat einer Inszenierung von Wedekinds *Lulu* befestigt und über der Tür hängt ein kleines metallenes Kruzifix. Ansonsten sind die grob getünchten Wände kahl, erst mit der Zeit werden sich hier eure Zeichnungen und Aufnahmen ansammeln.

Du weckst Martin, ihr zieht euch an und brecht auf. Die Schleichstraße mündet in das südliche Ende der Theresienwiese, über einen grünen Steg überquert ihr die bräunlichen Gleise und geht über den Bavariaring, von dem nacheinander Straßen zu Ehren von Schubert, Beethoven, Rückert und Uhland wegführen, ein kleines Stück weiter haben auch Haydn und Lessing eine, und das Ganze wird resolut durchschnitten von der Goethestraße, über die die Straßenbahn rasselt. Aber dir ist nicht so recht nach Ehrung großer Geister, ein zerschlagener Kopf ist nichts Schönes. Die Sonne sticht, das Licht schmerzt. Auf der Theresienwiese liegt Müll, der morgendliche Regen hat die bunten Fähnchen und das Konfetti durchnässt, ausgebreitete Zeltplanen trocknen in der Sonne. Doch am anderen Ende der Theresienwiese ereignet sich etwas Besonderes. Langsam erhebt sich dort von der Erde ein Heißluftballon, seine Hülle ist noch gefaltet, aber mit jedem Augenblick wölbt er sich über dem blassen Feuer des Brenners weiter und wächst in Richtung Himmel.

Ihr kommt näher, du hältst dir die Hand über die Augen und es gelingt dir, die zerknitterten Buchstaben auf dem gelben Stoff zu lesen: Leben — Licht — Liebe.

Du erstarrst, dort steht tatsächlich geschrieben: Leben, Licht, Liebe. Im Tschechischen ist es nicht so klangvoll, Leben, Licht, Liebe, du wiederholst es einige Male wie ein Gebet.

Und was ist mit Lust? bemerkt Martin. Komm, wir gehen.

In der Schule versammelt ihr euch in einem geräumigen Atelier, alle ein wenig müde vom gestrigen Abend, Bruno hat tiefe Augenringe und Peter nickt im Stehen ein. Kurz darauf kommt Martin Störl herein, er ist ein wenig älter als Emmerich, schon bei den Prüfungen hast du seine unruhigen Augen bemerkt. Unter einem Arm trägt er eine schwarze gewachste Leinwand, in der anderen Hand eine Schere und Klebeband.

Er führt euch in einen länglichen Raum mit hohen Fenstern in Richtung Straße und sagt: Wir müssen sie abdecken. Was ich euch zeigen will, ist nicht für fremde Augen bestimmt.

Du denkst daran, dass euch wahrscheinlich die versprochene Zauberei erwartet.

Spörl rückt den Tisch ans Fenster und packt die gewachste Leinwand aus. Joachim und Fritz springen herbei und verdecken damit nach Spörls Anweisungen die Scheiben, Spörl befestigt die Leinwand an den Seiten mit Klebeband. Sie rücken den Tisch an die anderen Fenster, wo sie ihre kleine Choreographie wiederholen, und eine fast perfekte Dunkelheit erfüllt den Raum.

Ausgezeichnet, sagt Spörl, aber noch könnte jemand unter der Tür hindurch schauen oder durchs Schlüsselloch. Moment, ich habe doch den Schlüssel in der Tasche. Und da unten hin schieben wir den Rest der Leinwand...

Man hört Füßeschlurfen, dann steckt Spörl den Schlüssel ins Schloss und auch der allerletzte Lichtschimmer verschwindet aus dem Raum. Dann dreht er sich geräuschvoll um. So. Sagt er.

Entschuldigen Sie bitte, wird das etwa eine spiritistische Séance? fragt Martin zweifelnd.

Pssst, zischt Spörl.

Für einen Augenblick hört man nur Schritte und Dielenknarren.

Sie haben recht, ich sollte die Kerze anzünden, lässt sich Spörl vernehmen, greift eine aus der Sakko-Tasche und entzündet ein Streichholz, welches für einen Moment sein Gesicht erleuchtet. Was wäre das für eine Séance ohne Kerzen, nicht wahr? Wir müssen uns nun entscheiden, ob wir den Geist von Louis Daguerre anrufen wollen oder den von William Fox Talbot. Wie Sie wissen, haben beide etwas mit der Erfindung der Fotografie zu tun, der eine auf spielerische, der andere auf streng wissenschaftliche Weise, sie wählten jeweils ganz unterschiedliche Wege. Was meinen Sie? Ich persönlich empfehle Talbot, da Engländer im Allgemeinen pünktlicher sind. Und keine Angst, es kann uns nichts geschehen, ich habe ein silbernes Messer dabei...

Verwirrt schaut ihr euch an, doch dann klatscht Spörl in die Hände und sagt: Genug!

Behände eilt er zum mittleren abgedunkelten Fenster und schneidet mit dem Messer ein kleines Loch in die Leinwand. Im selben Augenblick wird es auf der gegenüberliegenden Wand des Zimmers hell und zum allgemeinen Erstaunen erscheint dort, auf den Kopf gestellt, ein Stück Rennbahnstraße. Auf der Fahrbahn fährt gerade eine Kutsche, die von zwei Pferden mit geschmücktem Geschirr gezogen wird, sie schreiten über die Wand wie über eine Bühne, die Hufe an der Decke, und schon sind sie wieder aus dem Bild verschwunden.

Das ist ja ein Wunder, haucht Paul.

Moment mal, sagt Friedrich, was ist das denn für ein Trick?

Bruno geht auf die Wand zu und besieht sich das Ganze aus der Nähe, als wäre er ein sorgfältiger Galeriebesucher, der die Technik eines Gemäldes untersucht. In diesem Moment erscheint unter seinem Arm ein Mann, stellt sich auf die gegenüberliegende Straßenseite und beginnt heftig zu winken wie ein Schiffbrüchiger.

Kollege Emmerich möchte Sie grüßen, kommentiert Spörl. Ich freue mich, dass Ihnen die Zauberei gefällt, aber bitte widmen Sie Ihre Aufmerksamkeit mir. Ich begrüße Sie im Inneren einer Camera obscura. Das ist unser erster praktischer Unterricht und ich würde sagen, es gäbe dafür keinen besseren Ort. Für diejenigen unter Ihnen, die im Lateinunterricht nicht aufgepasst haben: camera obscura bedeutet nichts anderes als dunkles Zimmer. Vom immer noch winkenden Kollegen Emmerich werden Sie bald im Einzelnen lernen, dass ihr Prinzip schon Mitte des sechzehnten Jahrhunderts genau beschrieben wurde, Sie sehen, an den Gesetzen der Optik hat sich seither gar nichts geändert: Licht wirft, wenn es durch eine schmale Öffnung kommt, auf die gegenüberliegende Wand ein umgedrehtes Bild. Falls es jemand noch nicht verstanden hat, wir sind gerade im Inneren eines Fotoapparates — der lederne oder leinene lichtundurchlässige Schlauch, der seine Grundlage bildet, entspricht im Prinzip diesem Zimmer in kleinerer Ausführung. Anstelle eines Einschnitts in der Hülle befindet sich jedoch in der Kamera eine einfache Linse oder ein Objektiv, darum ist alles viel schärfer, und anstelle dieser Wand dann die Mattscheibe, auf der man das Bild einstellt.

Von einem befreundeten Biologen durfte ich übrigens kürzlich lernen, dass es eine primitive Meerestierart gibt, das Gemeine Perlboot, *nautilus pompilius*, evolutionär sehr alt, dessen Sehfunktionen nicht über die einer einfachen Camera obscura hinausgehen. Das *nautilus* hat kein Auge, genauer gesagt hat es keine Linse, nur ein Löchlein in der Kopfoberfläche, durch welches Licht ins Innere gelangt. Auch die Natur macht sich dieses Prinzip also zu eigen, und würden Sie die Sehorgane höherer Lebewesen erforschen, dann würden Sie feststellen, dass die Natur sie im Laufe der Evolution immer weiter entwickelt hat, so ähnlich, wie es jetzt der Mensch macht bei der Konstruktion des Fotoapparates.

Ich entferne die Verdunklung jetzt noch nicht, lasse die Straße noch über die Wand gleiten, weil es wirklich ein reizender Effekt ist, aber schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit bitte meinen Erläuterungen. Unser heutiges Thema ist also der Aufbau eines fotografischen Apparates. Wie gesagt, die Grundlage jeder Kamera...

• • •

Du schwebst weit oben über München. Du lehnst dich aus dem Korb, unter dir sind bunte Flächen und Flicker, schwarze, graue, braune und rote, wie Spuren eines einfachen Siegels, das irgendwann ins heiße Wachs der Dächer gedrückt wurde. Der Wind trägt den aufsteigenden Ballon langsam über die Stadtmitte, über die Ziegeltürme der Frauenkirche und direkt über den Boulevard, die Ludwigstraße. Die Isar funkelt in der Ferne wie eine mit Glitzersteinen übersäte Tänzerin. Du hast keine Ahnung, wohin der Wind dich trägt und wie man überhaupt landet, aber schon diese leise Angst verursacht, dass der Ballon nicht mehr so rasch nach oben steigt — du musst weder den Brenner benutzen noch Sandsäcke hinauswerfen, das Gefährt reagiert sofort auf deine Bewegungen. Und zwar, weil es eigentlich dein eigener riesengroß aufgeblasener Kopf ist, der dich durch den Wind trägt. Du bemerkst weitere Heißluftballons, einen, zwei, und schon sind es hunderte, tausende, von allen Straßen und Plätzen erheben sie sich, bis der Himmel davon übersät ist wie eine Wiese mit Blumen. Es ist ein Anblick für die Götter, lange Seile verbinden menschliche Köpfe mit Weidenkörben, in welchen Körper abgestellt sind, und auf den Hüllen der Ballons sind verschiedene Buchstaben und Beschriftungen, Namen und Symbole, die auf geheimnisvolle Art und Weise den langsamen Kurs der Aeronauten bestimmen. Du blickst nach allen Seiten, um die Aufschriften und Symbole zu besehen, geradezu eine fliegende Bibliothek von Zitaten, Prophezeiungen und Flüchen, du siehst Buchstaben des griechischen Alphabets und die Krähenfüße des hebräischen, außerdem verschiedene Piktogramme, auf einem Ballon ist ein Pfeil, auf einem anderen dagegen ein Löwe wie auf einem Wappen, alles insgesamt ein wenig konfus. Da fällt dir auf, dass du gar nicht weißt, was auf deinem Ballon steht. Du lehnst dich über den Korbrand hinaus, darauf bedacht, nicht hinauszufallen, aber schnell geht dir auf, dass genau das der Clou ist, dass man vom eigenen Korb aus seine Aufschrift nicht lesen kann, so sehr man sich auch bemüht. Du bist aber nicht der einzige, der gerne sein Los kennen würde. Einer klettert über das Seil, ein anderer hangelt sich akrobatisch am Rand der Ballonhülle entlang und

versucht, ihm so auf den Leib zu rücken, wieder ein anderer streckt ausgefuchst einen langen Stock heraus, an dem einer Pfanne gleich ein runder Spiegel befestigt ist. Einer der Eifrigen fährt ganz in deiner Nähe, und so rufst du ihm die Wörter zu, die ihm in metergroßen Buchstaben auf die Stirn geschrieben sind, es ist schließlich ganz eindeutig. Da stellt sich allerdings heraus, dass die Luft komplett stumm ist, sie transportiert keinen Schall, man hört nicht einmal seine eigene Stimme, Franz, Franz, was ist los?

Was?

Du schreist wie ein Wahnsinniger.

Und... was habe ich gesagt?

Weiß nicht, ich hab auch geschlafen. Und wenn du gestattest, würde ich damit nun gerne fortfahren, sagt Martin und dreht sich zur Wand.

Mit seiner in die Stirn gezogenen Mütze und seinen Dackelaugen hatte er sich als erster von euch in die Künstlerkreise Schwabings gemogelt. Angeblich sah er mit eigenen Augen die Gräfin der Boheme, Fanny zu Reventlow, die dort wie eine große mythische Mutter aus vollen Brüsten junge Künstler säugt, an jeder Brust hängen mindestens zwei von diesen Milchbuben. Kein Wunder, dass Martin den Morgen verschläft.

Du reibst dir die Augen, der Spalt zwischen Gardine und Fensterrahmen lässt ein zartes, noch blasses Licht herein. Du kriechst aus dem Bett, wäschst dich und machst dich schnurstracks und mit Fotoausrüstung auf den Weg nach draußen.

Es ist Spätherbst, Sonntagmorgen. Aus der smaragdfarbenen Isar, deren Name in deinen Ohren klingt wie der einer antiken Göttin, steigen Nebelbäusche empor. Sie tragen in sich den Duft der Alpen, in denen die Isar entspringt. München ist bedeckt von einer

durchsichtigen Kruste feinen, bleichen Lichts, die Glocken rufen zur Messe. Du gehst weiter am steineren Ufer entlang bis zum Englischen Garten, wo sich das fahle Licht am feuchten Blätterfall festhält. Die Bäume haben zwei Schatten, einen weißen, der wie als Vermerk zurückbleibt, eben dort, wo vor einem Augenblick noch der Schatten lag, ehe er weiterrückte. Auf dem Gras hält sich stellenweise noch der Raureif und im Sonnenlicht funkelt alles so sehr, dass gar nichts mehr zu sehen ist.

Du baust das Stativ am Rand der Wiese auf. Langsam hebt sich der Dunst, als wärest du im Innern einer Kristallkugel, aus der gleich jemand die Zukunft lesen wird.

Du schaust dich nach der besten Stelle um, eure Hausaufgabe ist es, eine Stimmungsaufnahme von München zu erstellen. Du ziehst dir das schwarze Tuch über den Kopf, komponierst, stellst scharf. Mithilfe einer Tabelle errechnest du die Belichtung für diesen sonntäglichen Novembormorgen.— Du legst die Kassette mit der Fotoplatte ein. — Öffnest den Schieber. — Entfernst den Deckel vom Objektiv und betätigst den Auslöser. — Dann setzt du den Deckel wieder auf. — Steckst den Schieber zurück. — Nimmst die belichtete Kassette heraus und setzt stattdessen die Einstellscheibe ein. — Du nimmst die Kamera vom Stativ und klappst das Stativ zusammen.

Über die Münchner Straßen sagt man, sie seien wie Notizbücher von den Reisen der bayerischen Könige. Auch im Englischen Garten stehen wenige hundert Meter voneinander entfernt der Monopteros, einem griechischen Tempel gleichend, und die chinesische Pagode; der Orient ist gerade in Mode, die Secession hat sich in ihn verliebt. Im Inneren des vierstöckigen Gebäudes ist eine Wendeltreppe, über die du mit der Ausrüstung bis über die Baumspitzen hinaufsteigst. Du schaust auf die vom Wind abgeernteten Kronen, auf denen die letzten goldenen Blätter vibrieren, und beobachtest, wie unter dir das Café geöffnet wird, der Kellner verteilt orangene Stühle rund um die gleichmäßig verteilten Tischchen, von hier oben sieht das aus wie ein Muster auf einem Sommerkleid. Du kramst in der Tasche und holst das dunkelblaue Glas hervor, das Störl zum Jahresbeginn allen ausgeteilt hat, weil es die Farben unterdrückt, so dass sich leicht erkennen lässt, ob das Motiv in der Schwarzweißfassung nicht an Wirkung einbüßt. Du hältst das Glas vor die Augen und der Kellner unter dir verteilt Tischdecken. Nach ein paar Minuten arretierst du die Szene wieder mit dem Auslöser.

Dir wird bewusst, wie viel es dir gebracht hat, das väterliche Haus zu verlassen. Hier in München bist du ganz für dich, ohne die Fäden, die einen dort, wo man geboren ist, immer einweben. Du gehst durch unbekannte Straßen und bist darauf vorbereitet, hinter jeder Ecke einen Schatz zu entdecken, und sei es nur eine unerwartete Lichtveränderung. Dich überkommt eine freudige Einsicht: Sein Leben richtig begreifen, man selbst sein, seinen Weg gehen... Ernsthaft und mit Leidenschaft! Schon jetzt ist deutlich, dass es in der Schule Unterschiede zwischen euch gibt, und auch, wenn du es vor den anderen nicht zugeben würdest, *du wärst gerne der wahre* — was auch immer so ganz genau. Von Anfang an hast du dein Handicap bemerkt und es zu bezwingen versucht, wolltest in allem, was ihr gemeinsam lernt, ein bisschen besser sein als die anderen. Du würdest es nicht ertragen, stünde auf der Hülle deines Ballons etwas ganz Gewöhnliches, deshalb hast du dich in der Nacht so weit hinausgelehnt, dass es ein Wunder ist, dass du nicht aus dem Bett gefallen und auf die Ludwigstraße gestürzt bist. Vielleicht sind es nur dumme Flausen, die dir die Kunsthochschule in den Kopf gesetzt hat, aber hier oben auf der höchsten Stufe des chinesischen Turms, auf dem Niveau der Kronen alter Eichen und näher bei den Vögeln als bei den Menschen lässt sich so schön träumen: das Leben vor sich haben, jemand werden, in der Fachwelt Anerkennung erwerben, Spuren hinterlassen.

Ein junger Mann ist gerne mal von sich selbst ganz überwältigt. Du lehnst dich über das Geländer, um die Tiefe wahrzunehmen, und dir fällt noch ein, dass sie in Příbram einmal eine Straße nach dir benennen könnten. Eine Weile denkst du darüber nach, am besten eignet sich zum Umbenennen wohl die Prager Straße.